

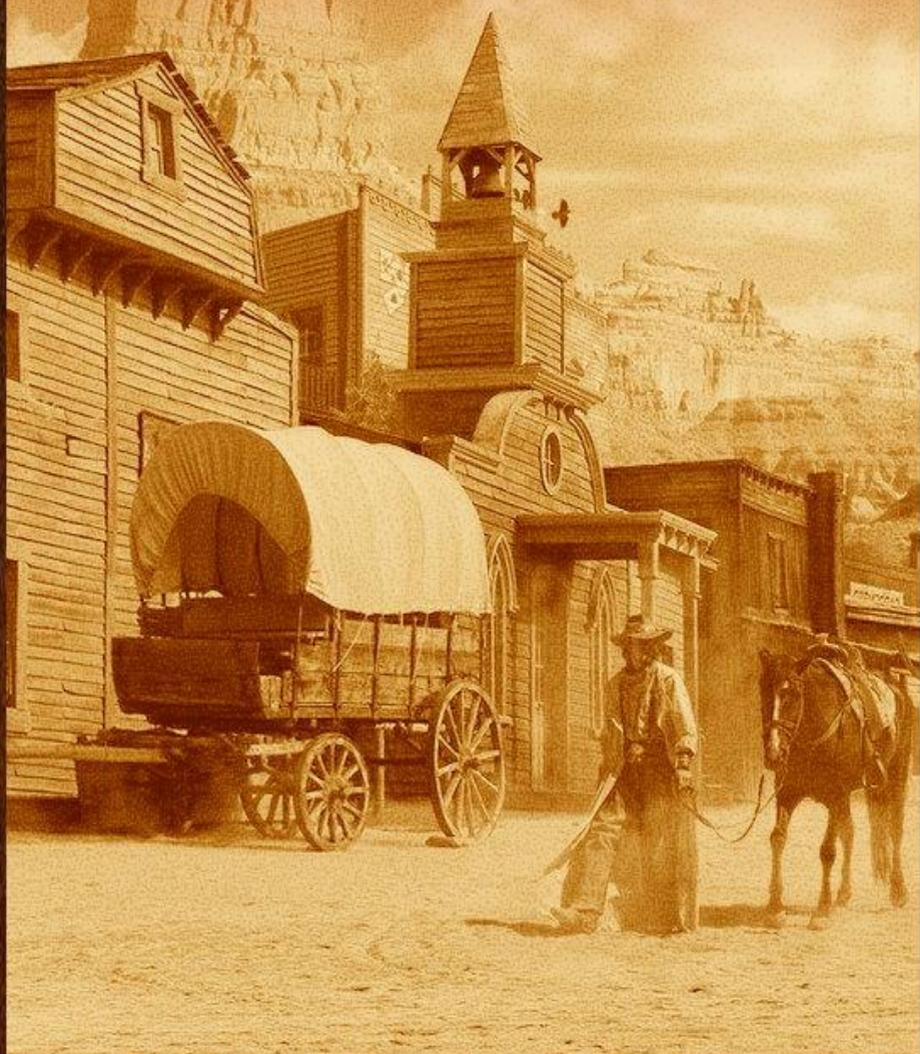


C. C. Slaterman

Marshal Crown

Band 47

Die weiße Hölle von Montana



WESTERNSERIE



C. C. Slaterman

Marshal Crown

Die weiße Hölle von Montana

Western

www.geisterspiegel.de

Cover © 2021 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2021 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

DIE WEIßE HÖLLE VON MONTANA

Es war kurz vor Mittag, als ein Mann mit tief in die Stirn gezogenem Hut die Schalterhalle der City-Bank von Amarillo betrat. Außer dem Kassierer und einem älteren, grauhaarigen Kunden war um diese Zeit deshalb niemand mehr in der Bank.

Der Mann, der die typische Tracht eines Weidereiters trug, blickte sich einen Moment lang um und ging dann mit federnden Schritten auf den vergitterten Kassenschalter zu, wo Bob Wellingham, der Kassierer der City-Bank, gerade einen missmutigen Blick auf seine silberne Taschenuhr warf.

Es gab nichts, was Wellingham mehr hasste als Leute, die eine Minute vor Schalterschluss noch die Bank betraten, und erst recht hasste er es, wenn es sich dabei auch noch um einen Fremden handelte. Solcherlei Kundschaft kostete ihn in der Regel mindestens eine Viertelstunde seiner ohnehin knapp bemessenen Mittagspause. Wellinghams Miene war dementsprechend mürrisch, als der Mann an den Schalter kam.

Er war gerade dabei, sich ein paar schroffe Worte zurechtzulegen, schluckte diese aber augenblicklich wieder hinunter, kaum dass der Mann vor ihm stand und sich mit dem Zeigefinger seiner Rechten den breitkrepfigen Hut aus der Stirn schob.

Der Fremde hatte ein hageres, von scharfen Linien durchzogenes Gesicht, helle, böartig funkelnde Augen und einen Mund, der wie die Narbe eines Messerschnitts wirkte.

Wellingham schluckte erneut.

Er war erfahren genug, um auf die Warnsignale seines Instinkts zu hören. Dieser Mann war alles andere als ein Weidreiter. Bei seinem Anblick musste Wellingham unwillkürlich an einen Revolvermann oder sogar Killer denken.

»Sie wünschen?«, fragte er deshalb mit einer Stimme, in der leichte Unsicherheit mitschwang.

»Ich möchte Geld abheben«, antwortete der Mann.

»Gerne und wie viel?«, fragte Wellingham, indes er nach einem Auszahlungsformular griff.

»Alles, was du in deiner Schublade hast, und auch das, was da hinten in dem offenen Tresor liegt«, erwiderte der Mann, der plötzlich wie durch Zauberei einen Revolver in der Hand hielt und den Kassierer in die Mündung blicken ließ.

Wellingham wurde bleich wie ein frisch gestärktes Laken.

Sekundenlang war in der Bank nur das Ticken der Wanduhr zu hören.

»Ich fürchte, daraus wird nichts, Harris«, sagte dann eine Stimme aus dem Hintergrund.

Clint Harris zuckte zusammen, als wäre er auf eine Klapperschlange getreten. Vorsichtig drehte er den Kopf, während er die Mündung seines Revolvers weiterhin auf Wellingham gerichtet hielt.

Harris fluchte, als er den Besitzer der Stimme ausgemacht hatte. Es war niemand anderes als der ältere Mann, der bei seinem Eintreten am Stehtisch an der Tür irgendein Formular ausgefüllt hatte. Er hatte sich durch seine gebückte Haltung und die grauen Haare täuschen lassen. Ein Fehler, wie er sich zähneknirschend eingestehen musste.

»Halt dich da raus, Alter, sonst wirst du den nächsten Sonnenuntergang nicht mehr erleben.«

»Das kann ich leider nicht«, sagte der Mann, der ihn mit

seinem Namen angesprochen hatte.

Dabei schob er mit dem Daumen der Linken seine ärmello-
se Kalbfellweste so weit zurück, dass der sechszackige Mar-
shalsstern, der auf der Brusttasche seines Baumwollhemdes
prangte, deutlich zu erkennen war.

Harris' Gesicht verwandelte sich augenblicklich in eine wü-
tende Fratze.

»Du verdammter Sternschlepper! Woher zum Teufel wuss-
test du ...«

»Du hättest deine Spuren besser verwischen sollen, Clint.
Deine Fährte war so deutlich, dass sie sogar mein vierjähriger
Enkel nicht übersehen hätte. Ich hatte keine Mühe, dir bis in
die Stadt zu folgen, und nachdem du die Bank über eine
Stunde lang beobachtet hast, war für mich sowieso alles
klar.«

Clint Harris bleckte die Zähne und grinste hinterhältig.

»Schön für dich, aber du wirst jetzt trotzdem tun, was ich
dir sage. Mein Revolver zielt genau auf den Kopf des Kassie-
rers und ich brauche nur den Finger krumm zu machen und
sein Schädel zerplatzt wie eine reife Melone.«

Der Marshal lächelte kalt, als er Harris antwortete.

»Mag sein, aber du wirst ihn keine Sekunde überleben, weil
ich dir danach ebenfalls eine Kugel in deinen Schädel jage.«

Harris lachte meckernd.

»Du nimmst den Mund ziemlich voll, Sternschlepper.«

Er hatte kaum ausgedet, als er förmlich explodierte.

Mit einer einzigen, fließenden Bewegung wirbelte er he-
rum, richtete den Revolver auf den Marshal und gab einen
schnellen Schnappschuss ab. Er hatte allerdings nicht mit der
Erfahrung des Sternträgers gerechnet, der fast doppelt so vie-
le Dienstzeiten abgeleistet hatte, wie Harris an Lebensjahren

zählte.

Der Marshal, der die Reaktion des Verbrechers vorausgeahnt hatte, machte einen gedankenschnellen Schritt zur Seite, während seine Rechte zum Halfter zuckte. Die Bewegung war kaum mit dem bloßen Auge zu verfolgen. Obwohl die Kugel des Verbrechers eine schmerzhaft Schmarre an seiner rechten Seite hinterließ, zog er seinen Revolver und feuerte zurück.

Einmal, zweimal.

Für Sekunden war in der Schalterhalle nur das belfernde Krachen der Schussdetonationen zu hören. Clint Harris wurde vom Aufprall der Geschosse fast aus den Stiefeln gehoben.

In seinen Augen spiegelten sich gleichermaßen Verwunderung und Entsetzen, als er mit dem Rücken gegen den Kassenschalter krachte und langsam daran hinunterrutschte. Der Revolver entfiel seiner Faust und polterte zu Boden, indes er einen Moment lang in sitzender Haltung auf dem Boden verweilte, um dann langsam zur Seite zu kippen.

Der Marshal wandte sich dem Kassierer zu, während er seine Linke auf die Stelle presste, an der ihn Harris erwischt hatte.

»Mein Name ist Bakerfield, US-Marshal Josh Bakerfield. Wenn Sie jetzt den Sheriff holen, sagen Sie ihm, das Clint Harris gerade versucht hat, Ihre Bank zu überfallen. Er weiß dann Bescheid, die Steckbriefe von diesem Bastard hängen in Texas schließlich fast an jedem Baum.«

Wellingham nickte, während er sich mit seinem karierten Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischte. Seine Hände zitterten und seine Stimme klang schrill, als er aus seinem Kassenhäuschen herauskam.

»Ich ... ich werde es Sheriff Johnson ausrichten.«

Der Marschall nickte.

Dabei nahm er seine Linke wieder von der Wunde, betrachtete sie einen Augenblick und fluchte dann wie ein Maultier-treiber, als er sah, dass sie voller Blut war.

*

»Und, was gibt's Neues?«

Mary Ann ließ die Samstagausgabe des Austin Chronicle sinken und blickte über den Zeitungsrand hinweg auf Jim, der ihr gegenüber am Frühstückstisch saß.

»Nichts, nur das Übliche. Veranstaltungen, wer wen heiratet, wer gestorben ist und was sonst noch so alles gestern in der Stadt passiert ist.«

Dann legte sie den Kopf schief und runzelte die Stirn.

»Wenn ich es mir so recht überlege, könnte ich mir die Zeitung eigentlich sparen. Ich müsste nur ins Courthouse zum Nachmittagskaffee der Stadtfrauen gehen. Dort würde ich genau dasselbe erfahren, und das am gleichen Tag und ohne dafür etwas zu bezahlen.«

Jim Crown konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen, während seine Partnerin die Zeitung mit einer abfälligen Bewegung zusammenfaltete.

Er beugte sich über den Tisch, um sich noch eine Tasse Kaffee einzuschenken, als ihn ihre nächsten Worte mitten in der Bewegung verharren ließen.

»Moment mal, ich glaube, da wäre doch etwas, das dich interessieren könnte.«

Jim stellte die Kaffeekanne wieder ab und blickte fragend zu Mary Ann hinüber, die mit geschürzten Lippen auf einen

kleinen Artikel auf der Vorderseite der Tageszeitung starrte.

»Kennst du einen gewissen Bakerfield? So, wie ich das hier lese, scheint das wohl ein Kollege von dir zu sein.«

»Natürlich, Josh Bakerfield ist einer der dienstältesten US-Marshals, die für den Gouverneur reiten. Warum fragst du, was ist mit ihm?«

»Er hat sich anscheinend letzte Woche oben in Amarillo eine Kugel eingefangen, als er einen Mann namens Clint Harris erschossen hat, der versuchte, die City Bank zu überfallen. So steht es jedenfalls hier.«

Jims Augen wurden so groß wie Spiegeleier.

»Harris, sagtest du? Clint Harris?«

Jim hatte den Satz kaum beendet, als er so ungestüm aus seinem Stuhl hochfuhr, dass dieser mit einem lauten Poltern hinter ihm zu Boden fiel. Bevor Mary Ann wusste, wie ihr geschah, hatte ihr Crown die Zeitung auch schon aus den Händen gerissen.

Seine Augen wurden immer größer, je öfter er den Artikel durchlas. Es war zwar nur ein kleiner Absatz mit einigen, wenigen Zeilen, der fast verloren am unteren Rand der Seite stand, aber für Jim besaß er dennoch die Sprengkraft einer Ladung Dynamit.

Mit Verwunderung registrierte Mary Ann, wie sich auf dem Gesicht ihres Lebensgefährten der Ausdruck von Genugtuung breitmachte, je öfter er den Artikel las.

»Was ist denn in dich gefahren?«

»Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sie mahlen«, erwiderte Jim anstelle einer Antwort. »Endlich, es wurde auch Zeit, dass es diesen Drecksack erwischt hat.«

»Könntest du mir bitte einmal erklären, was das Ganze soll?«, fragte Mary Ann schroff.

Ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen war es nicht Jims seltsames Verhalten, das sie ärgerte, sondern der Umstand, dass er anscheinend etwas wusste, das er ihr offensichtlich bisher vorenthalten hatte.

»Clint Harris war der hinterhältigste, verkommenste und brutalste Bandit, den ich bisher kennengelernt habe. Mit Ausnahme seines Bruders Steve, der übertraf ihn noch um Längen.«

»Und was hast du mit den beiden zu schaffen? Ich meine, seit wir zusammen sind, hast du ihre Namen nie erwähnt und auch Gouverneur Coke hat, soweit ich mich erinnere, nie darüber gesprochen.«

»Er weiß davon auch nichts«, sagte Jim und legte die Zeitung zurück auf den Tisch.

»Die Sache mit den Harris-Brüdern liegt nämlich schon lange zurück. Das war sogar noch vor meiner Zeit als Town-Marshal von Rath City.«

»Davon hast du mir noch nie erzählt.«

»Warum auch? Das ist doch schon alles viel zu lange her.«

»Na und? Hatten wir nicht vereinbart, dass wir keine Geheimnisse voreinander haben? Ich habe dir meine offenbart, aber bei dir gibt es anscheinend immer noch ein paar Dinge in deinem Leben, von denen ich offensichtlich nichts weiß. Das ist nicht fair, also los, raus mit der Sprache! Wie war das damals mit Clint Harris? Und komm mir ja nicht mit dem Argument, dass du viel Arbeit hast, heute ist Samstag und uns stört niemand. Wir haben bis morgen Abend alle Zeit der Welt.«

Jim, der Mary Anns Beharrlichkeit nur zu gut kannte, lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und seufzte leise.

»Meinetwegen«, sagte er schließlich. »Womit soll ich begin-

nen?«

Mary Ann formte ihre Lippen zu einem spitzbübischen Lächeln.

»Am besten mit dem Anfang.«

Jim seufzte erneut. »Also gut«, sagte er und nickte.

Dann begann er zu erzählen.

*

Es war im November 68 oben in Montana, ich weiß es noch wie heute. Es war so kalt, dass mir fast der Arsch am Sattel festfror, nachdem wir Fort Merritt verlassen hatten, um endlich wieder nach Hause, nach Texas zu kommen.

Ich hatte den Kragen meiner schweren Mackinaw-Jacke hochgeschlagen, den Hut tief in die Stirn gezogen und mit einem Schal unter dem Kinn festgebunden. Trotzdem peitschte mir der Wind ständig Eis und Schnee ins Gesicht.

Ein kurzer Blick über die Schulter zeigte mir auf, dass es Richard Jackman, meinem Boss und dem Besitzer der größten Ranch westlich vom Pecos River, nicht viel besser erging.

Es war am späten Mittag, als der Blizzard scheinbar wie aus dem Nichts über uns hereingebrochen war. Binnen weniger Minuten hatte sich das strahlende Blau des klaren Winterhimmels in ein dreckiges Grau-gelb verwandelt. Dann war es plötzlich still geworden, so still, dass ich das Gefühl hatte, als ob sogar die Natur ihren Atem anhielt.

Der erste Windstoß, der unmittelbar darauf folgte, war so stark, dass er uns beinahe aus dem Sattel geworfen hätte. Jetzt tobten heftige Sturmböen über das Land und trieben uns ein Meer von wild umhertanzenden, zuckenden Schneeflocken entgegen.

Wir mussten die Pferde im Schritt gehen lassen.

Das Risiko, dass eines der Tiere in irgendeine vom Schnee verdeckte Bodenfalte oder in einen Präriehundebau trat und sich das Vorderbein brach, war einfach zu groß. Ein Mann ohne Pferd war in dieser Schneehölle so gut wie erledigt.

Plötzlich zügelte Jackman seinen Braunen und saß ab. Das Pferd blieb schnaubend und mit hängendem Kopf stehen.

Mein Boss bückte sich und hob das rechte Vorderbein des Tieres. Dann fischte er aus irgendeiner Tasche ein Streichholz und zündete es im Windschatten seines knöchellangen Wintermantels an. Eine Sekunde lang beschien das flackernde Flämmchen sein kantiges Gesicht und den Vorderhuf des Pferdes, dann brachte es der tobende Wind auch schon wieder zum Erlöschen.

Ich beugte mich im Sattel vor.

»Was ist los, Boss?«, brüllte ich gegen das Toben der Elemente an.

»Irgendetwas steckt in seinem Huf«, antwortete Jackman. »Wahrscheinlich ist er in einen von diesen Dornenzweigen getreten, die hier überall unter dem Schnee liegen.«

Als ich den Kopf drehte, wusste ich, dass mein Boss mit seiner Vermutung wohl richtig lag. Seitlich von uns befand sich ein lang gezogenes Dornengebüsch, dem der Sturm übel mitgespielt hatte. Es gab fast keinen Strauch mehr, der vom Wind nicht zerzaust war, manchen Busch hatte der Sturm sogar entwurzelt. Überall waren Zweige abgerissen und in der Umgebung verteilt, viele davon unter den umherwirbelnden Schneemassen fast schon vollständig vergraben.

»Und was willst du jetzt machen?«

»Ich kann den Dorn, oder was immer es auch ist, nicht entfernen, dazu ist die Sicht im Moment zu schlecht.«

»Scheiße«, fluchte ich. »Und jetzt?«

»Im Fort hat man mir gesagt, dass es hier ganz in der Nähe eine Postkutschenstation gibt«, sagte Jackman und griff nach den Zügeln seines Braunen.

»Reite schon mal voraus und sag dem Stationer, dass er eine Box im Pferdestall freimachen soll, und lass dir eine Petroleumlampe geben. Das Licht müsste ausreichen, damit ich den Dorn entfernen kann, ohne den Huf dabei zu verletzen.«

Jackman schrie die letzten Worte, denn das Toben des Sturms war inzwischen so laut geworden, dass eine normale Unterhaltung fast nicht mehr möglich war.

»Danach schießt du zweimal in die Luft, damit ich weiß, in welche Richtung ich gehen muss. Das Schneetreiben ist jetzt schon so stark, das man kaum die Hand vor Augen sehen kann, und ich muss meinen Braunen am Zügel führen.«

Ich wusste, dass der Rancher recht hatte, humpelnd würde das Pferd die Postkutschenstation gerade noch so erreichen, aber mit dem Gewicht eines Reiters auf dem Rücken war der Braune spätestens nach der nächsten Biegung erledigt und Jackman konnte den Rest des Weges mit seinem Sattel auf den Schultern zu Fuß gehen.

Trotzdem zögerte ich, seinen Anweisungen nachzukommen.

»Nun mach schon, reite endlich los! Worauf wartest du noch?«

»Verdammt Boss, ich kann Sie doch in diesem Sturm nicht allein lassen.«

»Du musst, Jim, mit einem Pferd kommen wir nie nach Hause. Ich muss versuchen, den Dorn herauszubekommen, und wenn nicht, kaufe ich dem Stationer ein Pferd ab. Ich habe keine Lust, tagelang in dieser Einöde herumzusitzen.«

Die hatte ich auch nicht, aber wenn es meinem Boss nicht gelang, den Dorn herauszubekommen und der Stationer uns kein Pferd verkaufen wollte, blieb uns nichts anderes übrig. In dieser Ecke des Landes fuhr nämlich nur einmal in der Woche eine Kutsche nach Süden, und zwar immer dienstags und heute war Mittwoch.

»Also reite jetzt endlich los, bevor ich dir Beine mache.«

Typisch Jackman, dachte ich noch, dann tippte ich an den Rand meines Stetsons zum Zeichen, dass ich seinen Befehl befolgte, riss mein Pferd herum und ritt los.

Ich hatte etwa eine Meile zurückgelegt, als das Schneetreiben unvermittelt nachließ. Nur der Sturm hatte noch nichts von seiner Gewalt verloren. Ich bemerkte es, als ich einen steilen Hang hinaufritt und mich ein Windstoß oben auf dem Hügelrücken fast aus dem Sattel blies.

Aber ich bemerkte noch etwas anderes.

Unten, am Fuß des Hangs war ein heller Fleck zu sehen. Er schimmerte nur schwach, aber dafür gleichmäßig und ruhig. Ich konnte zwar nicht viel erkennen, aber ich war mir sicher, dass sich dort die Station befand und der helle Fleck nichts anderes war als das Licht einer Lampe. Ich beugte mich im Sattel vor, kniff die Augen zusammen und starrte nach unten. Instinktiv glitt meine Rechte dabei zum Halfter und legte sich um den Griff meines Navy-Colts.

*

Wir befanden uns hier mitten im Indianerland, in einer menschenfeindlichen Wildnis, in der es nichts als hungrige Büffelwölfe und skalphungrige Rothäute gab und eine menschenfeindliche Natur, die nur darauf wartete, einem unacht-

samen Reisenden mit Schneestürmen, Hagelschlag und reißenden Flüssen das Leben zur Hölle zu machen.

Jede noch so unbedeutende Kleinigkeit konnte hier über Leben oder Tod entscheiden.

Ich lenkte mein Pferd mit einem Schenkeldruck über den mit Schnee bedeckten Abhang hinunter. Ich ritt vorsichtig und im Schritt, den Finger am Abzug meines Navy-Colts.

Der helle Fleck, den ich von der Hügelkuppe aus gesehen hatte, kam immer näher und langsam konnte ich auch Einzelheiten erkennen.

Umrisse eines Wohnhauses, Stallungen und eine weitläufige Pferdekoppel, die verwaist war. Ein Umstand, der mich bei diesem Wetter nicht verwunderte.

Ich hatte mein Ziel erreicht und lenkte mein Pferd auf das Anwesen zu.

Das eigentliche Stationsgebäude war eine jener Behausungen, wie sie vor vielen Jahren hauptsächlich von Trappern oder Fallenstellern errichtet wurde. Ein rechteckiger Bau aus dicken, schweren Balken, mit einem gemauerten Kamin auf dem Dach. Das Ganze war stabil genug, um Wind und Wetter auf Jahre hinaus zu trotzen. Die Anbauten daneben waren wohl als Scheunen oder Stallungen zum Unterstellen der Pferde gedacht.

Ich brachte meinen Buckskin etwa einen Steinwurf von der Station entfernt im Schutz einer Baumgruppe zum Halten und glitt aus dem Sattel.

Sekundenlang stand ich einfach da, die Zügel in der Linken, den Colt in der Rechten und lauschte in das Heulen und Toben des Windes hinein. Der Sturm stieß und zerrte an meinen Kleidern, während vor mir Licht und Wärme der Station lockten.

Trotzdem schlang ich die Zügel um den Stamm einer wuchtigen Gelbkiefer und rührte mich danach nicht mehr vom Fleck.

Ich war ein Fremder in Montana, ich kannte weder Land noch Leute, deshalb hütete ich mich davor, einfach loszureiten und dort drüben mit der Tür ins Haus zu fallen, ohne mich vorher noch einmal umgesehen zu haben.

Geduld und Vorsicht waren Dinge, die mich mein Vater schon in frühester Jugend gelehrt hatte. Anscheinend mit Erfolg, denn trotz der letzten zehn Jahre, die erfüllt waren von Tausenden von Meilen auf den Rindertrails, von blutigen Kämpfen gegen Viehdiebe und skalphungrige Indianer, von Naturgewalten und dem wilden Treiben in Abilene oder den anderen Rinderstädten, erfreute ich mich immer noch bester Gesundheit.

Erfahrungen hatten mich klug und vorsichtig gemacht, trotzdem wünschte ich, Jackman wäre bei mir gewesen, um mir den Rücken freizuhalten. Stattdessen stolperte mein Boss wahrscheinlich jetzt fluchend und sein lahmes Pferd hinter sich herziehend durch den tobenden Sturm.

Das Schnauben eines Pferdes bereitete meinen weiteren Gedanken ein jähes Ende.

Es war nicht mein Pferd!

Dass ich es trotz des Heulens des Windes vernahm, war meiner Erfahrung als Weidereiter geschuldet. Bei diesem Knochenjob entschied oftmals das eigene Pferd über Leben und Tod und von daher hatte jeder Cowboy im Lauf der Jahre ein spezielles Gehör für die Geräusche oder Ohrensspiele entwickelt, die so ein Vierbeiner von sich gab.

Ich hob meinen Colt an und warf einen Blick in die Runde. Es dauerte keine zwei Sekunden, bis ich das andere Pferd

entdeckt hatte. Es stand etwa zwanzig Yards seitlich von mir neben einem Baum, die Zügel lose um den Stamm geschlungen. Normalerweise hätte ich den Vierbeiner längst bemerkt, aber in diesem Sturm war nichts normal.

Unweigerlich hielt ich den Atem an.

Das Tier war ein halbhoher, struppiger Mustang mit einem Fellsattel und Federn im Zaumzeug. Auf seiner mir zugewandten Flanke prangte ein mit Pflanzenfarben aufgemalter dreizackiger Blitz. Ich musste kein Hellseher sein, um zu wissen, dass der Besitzer dieses Indianerponys kein Geringerer war als ein Angehöriger der Bitterroot Salish.

Dieser, besser unter dem Namen Flathead bekannte Stamm, galt als äußerst kriegerisch. Ich blieb wie angewurzelt stehen und beobachtete meine Umgebung so lange mit scharfen Augen, bis mir die Kälte in alle Glieder gekrochen war. Da von dem Reiter des Mustangs inzwischen noch immer nichts zu sehen war, ging ich langsam auf das Tier zu.

Normalerweise ist es für einen Weißen kaum möglich, sich einem Indianerpferd unbemerkt zu nähern, aber Eagleman, mein ehemaliger Lehrmeister, war ein waschechter Comanche gewesen, der mir Tricks und Kniffe beigebracht hatte, die sich andere nicht einmal in ihren kühnsten Träumen ausdenken vermochten. Ich näherte mich dem Mustang von vorne und sprach ihn im Dialekt der Comanchen an.

Es funktionierte tatsächlich.

Meine leise Stimme und die monoton klingenden Worte beruhigten das schnaubende Pferd wahrhaftig. Ich konnte ihm sogar mit der Linken aufmunternd auf den Hals klopfen, ohne dass es vor mir scheute.

Nachdenklich ließ ich meine Blicke über den Rücken des Mustangs gleiten. Da ich nirgends einen Bogen, einen Pfeil-

köcher oder ein Gewehr entdecken konnte, musste ich davon ausgehen, dass irgendwo zwischen mir und der Station ein schwerbewaffneter Flathead durch die Gegend schlich, der wahrscheinlich alles andere als friedliche Absichten hatte. Ein Indianer bemalte sein Pferd in der Regel nämlich nur, wenn er auf dem Kriegspfad war oder es für ein Fest herausputzte. Dieser hier war aber garantiert nicht für ein Tänzchen hergekommen.

Ich duckte mich und schlich auf das Stationsgebäude zu.

Im selben Moment wurde dort die Tür von innen geöffnet. Ein Mann erschien auf der Schwelle und starrte, eine Laterne in der Hand, in das Dämmerlicht des sturmumtosten Nachmittags hinein.

Ich überlegte gerade, ob ich mich zu erkennen geben sollte, als ich zu meiner Rechten ein Knirschen im Schnee vernahm.

Ich drehte den Kopf und sah eine Gestalt aus dem dunklen Schatten der umliegenden Bäume herauskommen. Meine Muskeln spannten sich jäh, als ich erkannte, wie der Indianer einen Pfeil auf die Bogensehne legte, sie spannte und auf den Mann in der Türschwelle zielte. Mit seiner Laterne in der Hand bot er ein Ziel, das nicht zu verfehlen war.

»Waffe weg!«, brüllte ich, was natürlich völliger Blödsinn war, der Indianer verstand wahrscheinlich kein einziges Wort davon.

Aber mir fiel in diesem Moment einfach nichts anderes ein. Der Indianer wirbelte herum und ich feuerte.

Das Krachen meines Colts übertönte das Kriegsgeschrei des Flatheads. Ich spürte den Luftzug seines Pfeils, als er dicht an meiner Wange vorbeizischte, um dann irgendwo im Wald zu Boden zu fallen.

Ich aber hatte besser getroffen.

Ich sah es an der Art, wie der Indianer seinen Bogen fallen ließ und zu Boden sank. Ich hatte während des Bürgerkrieges genügend Männer auf diese Art zu Boden gehen sehen, um zu wissen, ob jemand noch einmal aufstehen konnte oder nicht. Der Indianer konnte es jedenfalls nicht. Trotzdem sprang ich aus dem Stand heraus sofort hinter den nächsten Baum.

Ich war nicht umsonst schon so alt geworden. Es konnte durchaus sein, dass der Indianer nicht allein war, also wartete ich.

Dabei wurde mir erst jetzt bewusst, wie still es war. Der Sturm hatte sich so plötzlich gelegt, wie er begonnen hatte, und auch das Schnauben des Indianerpferdes war verstummt. Beim Stationsgebäude war das Licht erloschen und der Mann auf der Türschwelle war ebenso verschwunden wie die Laterne, die er in der Hand gehalten hatte.

Es war beinahe zu still.

Das änderte sich jedoch, kaum dass ich mein Gewicht von einem Fuß auf den anderen verlagerte. Das Geräusch, mit der die froststarre Schneedecke unter meiner Stiefelsohle zu knirschen begann, klang in dieser Stille beinahe überlaut.

Sofort blitzte es vor mir in der Dunkelheit auf. Diesmal wurde mit einem Gewehr auf mich geschossen. Ich ging in die Knie und schickte zwei Kugeln in die Richtung, in der ich das Mündungsfeuer hatte aufblitzen sehen.

Jemand stöhnte, dann hörte ich, wie etwas Schweres zu Boden fiel.

Vorsichtig richtete ich mich hinter meiner Deckung auf und starrte nach vorn. Obwohl die Sicht immer noch nicht die beste war, konnte ich die Umrisse des heimtückischen Heckenschützen, der zwischen den Bäumen auf dem Boden lag,

deutlich erkennen.

Meine Augen hatten sich inzwischen an die schlechten Lichtverhältnisse gewöhnt und außerdem hob sich die in eine dunkle Büffeldecke gehüllte Gestalt sichtbar von dem frisch gefallenen Schnee des Waldbodens ab. Ich wartete, obwohl ich mir sicher war, dass ich auch diesen Indianer tödlich getroffen hatte.

Ich musste nicht lange warten, denn schon im nächsten Augenblick brach die Hölle los.

*

Vor mir schien sich plötzlich der Boden zu öffnen und spuckte ein Rudel Pferde aus, auf deren Rücken ein gutes Dutzend grell bemalter Flatheads saß.

Die Indianer heulten wie hungrige Wölfe, kaum dass sie mich entdeckten, und feuerten aus allen Rohren. Doch zu meinem Glück waren die Flatheads, wie übrigens die meisten ihrer Vettern, ziemlich lausige Schützen. Erst recht, wenn sie versuchten, vom Rücken eines dahingaloppierenden Pferdes aus ihr Ziel zu treffen.

Ich hatte diese Probleme nicht.

Ich brachte mich mit einem schnellen Ausfallschritt wieder hinter dem wuchtigen Stamm der winterharten Kiefer in Sicherheit, hob den Colt und zielte wie auf dem Schießstand.

Meine erste Kugel ließ den Schädel des Flatheads explodieren, der mir am nächsten war.

Blut und Knochensplitter spritzen wie roter Regen durch die Luft.

Die zweite traf einen anderen in die Brust und wischte ihn regelrecht aus seinem Fellsattel.

Danach schien die Welt um mich herum nur noch aus krachenden Gewehren, wiehernden Pferden und aus dem Sattel stürzenden Indianern zu bestehen.

Im Stationsgebäude hatte man sich offensichtlich entschlossen mir beizustehen.

Gemeinsam jagten wir mehr Blei in den Pulk der Flatheads, als ein kräftiger Mann zu tragen vermochte. Binnen Sekunden war der schneebedeckte Waldboden mit toten oder verletzten Indianern bedeckt.

Die Flatheads brachen den Angriff ab, sammelten ihre Toten ein und gaben Fersengeld. Trotzdem dauerte es einige Sekunden, bis die Anspannung von mir abfiel. Ich lud die leergeschossenen Kammern meines Navys mit frischem Pulver und Blei und trat danach hinter meiner Deckung hervor. Da sich im Haus nichts regte, ging ich zunächst zu meinem Pferd zurück. Ich wollte gerade nach den Zügeln greifen, mit denen ich den Braunen an der Kiefer angebunden hatte, als mich jemand von der Seite her anrief.

»Lass deine Knarre fallen, Cowboy, oder ich schieß dir ein Loch in dein Fell, das groß genug ist, um mit einem Pferd hindurchzureiten.«

Ich hatte noch das Repetieren der Winchester in meinem Ohr, als mein Navy auch schon vor mir im Schnee lag.

Ich hörte am Tonfall der Stimme, dass der Mann hinter mir keine leere Drohung ausstieß. Nur ein Narr glaubt an eine Chance, wenn jemand in der Dämmerung eine Waffe auf seinen Rücken richtet und ihm versichert, ihn bei der nächsten falschen Bewegung zu erschießen.

»Okay«, sagte die Stimme hinter mir, kaum dass ich meine Waffe zu Boden geworfen hatte.

»Und jetzt hebst du die Hände hoch und stützt den Him-

mel.«

Ich tat, was mir befohlen wurde, drehte mich dabei aber gleichzeitig langsam um.

Der Mann, der mich mit seinem Gewehr bedrohte, trug eine hüftlange Felljacke, eine derbe Stoffhose und hochschaffige Stiefel, die bis zum Schienbein hinauf verdreckt waren.

Er hatte den Hut so tief herabgezogen, dass die Krempe nicht viel mehr von seinem Gesicht preisgab als ein wildwucherndes Bartgestrüpp, das von unzähligen grauen Strähnen durchzogen war.

Ich konnte das alles deshalb so genau erkennen, weil es inzwischen in der Station ziemlich lebendig geworden war und dort jetzt hinter jedem Fenster ein Licht brannte.

»Einen Schritt zurück«, bellte er und zeigte mit dem Lauf einer Sharps auf meinen Bauch.

Ich folgte seinen Anweisungen und sah, dass ich gut daran tat. Gus Ryland, so hieß der Mann, wie ich kurz darauf erfahren sollte, verstand sein Handwerk und ließ mir nicht den Hauch einer Chance. Selbst als er sich bückte und mit der Linken meine Waffe aufhob, um sie in seinen Hosenbund zu stecken, blieb die Mündung des Karabiners auf meinen Bauch gerichtet.

»Vorwärts!«, sagte er dann und deutete mit dem Lauf seiner Rifle auf das Stationsgebäude.

Schweigend stapften wir durch den Schnee, bis wir keine fünf Schritte mehr von dem Wohnhaus entfernt waren.

»Bob, komm raus und bring 'ne Laterne mit!«

Er hatte kaum ausgesprochen, als sich auch schon die Eingangstür öffnete und ein Mann über die Schwelle trat. In der einen Hand hielt er eine Petroleumlampe, in der anderen einen Colt.

»Wer ist der Kerl?«

Gus, der hinter mir stand und den Lauf seines Karabiners immer noch unentwegt auf meinen Rücken gerichtet hielt, antwortete vielsagend.

»Keine Ahnung, ich werde im Moment noch nicht so richtig schlau aus ihm. Er könnte genauso gut ein Cowboy wie ein Mitglied der Harris-Bande sein. Für einen Weidereiter ist er mir einfach zu fix mit dem Colt, sein Verhalten während des Indianerangriffs spricht jedoch wieder für ihn. Ohne seine Hilfe hätten uns die Flatheads glatt überrannt.«

»Und jetzt?«

»Bring ihn rein, ich bin gespannt, was er uns zu erzählen hat.«

Der Mann, den er mit Bob angeredet hatte, trat zur Seite und gab uns den Weg frei.

Drinne war es angenehm warm.

Eine offene Feuerstelle mit mehreren rot glühenden Holzkloben sorgte dafür, dass die Schnee- und Eiskristalle auf meinen Kleidern augenblicklich zu schmelzen begannen. Ich stampfte ein paar Mal kräftig mit den Beinen auf, um die Blutzirkulation in meinen eiskalten Füßen wieder in Gang zu bringen, und sah mich dabei neugierig um.

Das Innere der Station bestand aus einem lang gezogenen, rechteckigen Raum.

Rechts von der gemauerten Feuerstelle gab es eine schmale Theke, hinter der sich eine Tür befand, die wahrscheinlich zur Küche und den Privaträumen des Stationhalters führte. Der Raum selbst war lediglich mit einem grob zusammengesetzten Tisch und einem halben Dutzend einfacher Holzstühle bestückt. Mehr gab es hier nicht, außer einigen Petroleumlampen, von denen im Moment allerdings nur zwei

brannten. Das Licht genügte mir dennoch, um jeden der Anwesenden in diesem Raum etwas genauer betrachten zu können.

Das schien auch nötig zu sein, denn je länger ich sie musterte, umso mehr hatte ich das Gefühl, dass fast jeder von ihnen ein dunkles Geheimnis mit sich herumschleppte.

Der rattengesichtige Kerl, der mit Handschellen an die Lehne seines Stuhls gefesselt war, genauso wie der rothaarige, ältere Mann, dessen linken Oberarm ein blutdurchränkter Verband zierte oder die mondgesichtige Squaw, die trotz ihres weit geschnittenen Wildlederkleids durch ihre Leibesfülle darin wie ein vollgestopfter Kartoffelsack wirkte, der jeden Moment zu platzen drohte. Dann war da noch ein glatt rasierter Jüngling, der am anderen Ende der Theke stand und den Mann mit den Handschellen mit Blicken musterte, die jeden normal Sterblichen auf der Stelle hätten tot umfallen lassen.

Holy Shit! In was war ich da hineingeraten und was zum Teufel hatte die fette Indianerin in dieser Männerrunde verloren?

*

»Wer zum Teufel seid ihr?«

Gus Ryland, der mich nach wie vor mit seinem Karabiner in Schach hielt, bedachte mich mit einem misstrauischen Blick.

»Das wirst du schon noch erfahren, aber zuerst wollen wir wissen, wer du bist und vor allem, was du hier zu suchen hast.«

»Mein Name ist Crown, Jim Crown«, antwortete ich wahr-

heitsgemäß. »Ich bin Vormann auf einer Ranch unten in Texas.«

»Texas?«, echote Gus. »Dann bist du aber verdammt weit weg von zuhause. Würde mich interessieren, was ein Texas-Boy wie du so ganz allein hier oben in Montana und noch dazu im Winter zu suchen hat?«

»Ich bin nicht allein«, erwiderte ich. »Ich war zusammen mit meinem Boss auf dem Heimweg, nachdem wir in Fort Merritt über tausend Stück Vieh an die Armee verkauft hatten.«

»So, so«, sagte der Mann, den Ryland mit Bob angeredet hatte. »Und was ist mit den anderen?«

Einen Moment lang war ich irritiert.

»Welche anderen?«

»Ha«, lachte Bob gehässig. »Du willst uns doch nicht etwa erzählen, dass du und dein Boss die Tiere allein von Texas nach Montana getrieben habt? Zweitausend Meilen Trail, tausend halbwilde Rinder und ihr seid nur zu zweit gewesen? Junge, verarschen kann ich mich allein!«

»Natürlich waren wir nicht allein. Unsere Mannschaft bestand aus acht Männern, ich und vier andere Cowboys, ein Wrangler, der Koch und mein Boss.«

»Aha und wie kommt es dann, dass nur du mit deinem Boss zurückgeritten bist? Du hattest es wohl nicht zufällig auf das Geld abgesehen, das er für den Verkauf der Herde bekommen hat?«

Wut stieg in mir hoch.

Kein Mann schimpfte mich ungestraft einen Lügner und Dieb, auch dann nicht, wenn man mit einer geladenen Waffe auf mich zielte.

»Mister«, sagte ich deshalb warnend. »Wenn Sie nicht da-

mit aufhören, mir Dinge anzuhängen, die ich nicht getan habe, stopfe ich Ihnen jedes Wort einzeln wieder zurück in Ihr Schandmaul.«

»Vorsicht Junge!«, sagte Gus und spannte den Abzug seines Sharps.

Im gleichen Augenblick flog die Hüttentür nach innen auf und krachte gegen die Wand.

Richard Jackman, mein Boss, stand mit dem Colt in der Rechten breitbeinig wie ein Racheengel auf der Schwelle.

»Hände weg von den Waffen, aber alle, oder es knallt!«

Mein Boss bleckte die Zähne wie ein Wolf, der seine Beute gestellt hatte, während er die Mündung seines Colts hin und her wandern ließ.

»Verdammt Jim, was ist denn hier los? Ich habe Schüsse gehört und es waren mehr als die zwei, die wir vereinbart hatten. Ich bin dann so schnell hergekommen, wie ich konnte, aber alles, was ich gefunden habe, waren dein Pferd und ein paar Indianerpfeile.«

Ich sah die angespannten Gesichter der anderen und warf meinen Hut in die Runde, bevor Bob oder wer sonst hier drinnen auf dumme Gedanken kommen konnte.

»Es ist alles okay, Boss, du kannst deinen Colt wieder wegstecken. Die Leute hier sind wahrscheinlich alle nur deshalb so nervös, weil die Flatheads anscheinend mal wieder auf dem Kriegspfad sind«, sagte ich und sah dabei zu Ryland. »Ist es nicht so?«

»Nicht ganz«, sagte Ryland, entspannte den Hammer seines Karabiners und legte ihn vor sich auf den Tisch.

Dann griff er langsam, jedwede unvorsichtige Bewegung dabei vermeidend, mit der Rechten in seine Hosentasche und legte schließlich ein sternförmiges Abzeichen daneben.

»Mein Name ist Gus Ryland, ich bin der Sheriff von Elkhorn«, sagte er mit fester Stimme. »Ich bin mit einem Gefangenen auf dem Weg zurück in die Stadt.«

Dann drehte er sich zur Seite und zeigte zuerst auf Bob, der angesichts des schussbereiten Colts von meinem Boss noch immer etwas blass um die Nasenspitze herum war.

»Das da ist Bob Fisher, der Stationer, und die Indianerin da an der Feuerstelle seine Frau.«

Danach deutete er auf den Stiernackigen mit dem blutenden Verband am Oberarm.

»Und das ist William Stone, mein Deputy.«

Ich nickte, während mein Boss seinen Blick zu dem Mann wandern ließ, den man mit Handschellen an seinen Stuhl gefesselt hatte.

Ryland bemerkte es und verzog das Gesicht. Aber bevor er uns eine Antwort geben konnte, meldete sich der Jüngling vom anderen Ende der Theke.

»Das ist Steve Harris«, sagte er mit einer solch schrillen Stimme, dass wir alle zusammenzuckten. »Wenn wir ihn nach Elkhorn zurückbringen, wartet schon der Galgen auf ihn.«

»Wieso, was hat er verbrochen?«, wollte mein Boss wissen.

»Er ist ein Viehdieb und Bankräuber und er hat Roberts Bruder ermordet«, sagte Ryland und deutete auf den Jüngling, bevor uns dieser antworten konnte.

»Ernest war ein prachtvoller Junge, der in ganz Elkhorn beliebt war. Er ging regelmäßig in die Schule und half am Wochenende in Fullers Mercantile Store aus, um seine Mutter zu unterstützen. Sein Vater war im Krieg gefallen und die Mutter verdiente als Schneiderin kaum mehr, um sich die Miete für ihr kleines Häuschen am Stadtrand leisten zu können.

Das Leben in Montana ist hart und seit man hier überall Gold findet, kaum mehr zu bezahlen. Das Wenige, das Robert verdiente, ging hauptsächlich für Essen und Trinken drauf.

Als Ernest letzten Samstag Fullers Laden verließ, stürmten Harris und seine Bande gerade aus der Bank. Dabei schossen sie wie die Verrückten um sich. Eine ihrer Kugeln traf den Ladenbesitzer in die Schulter, eine andere Roberts Bruder in den Kopf. Ernest war nicht einmal zwölf Jahre alt.«

Ich zuckte zusammen.

Ein zwölfjähriger Junge! Kein Wunder, dass sein Bruder vor Wut bebte, wenn er Harris nur ansah.

Danach übernahm wieder Ryland das Wort.

»Gleich nach dem Überfall stellte ich ein Aufgebot zusammen und verfolgte die Verbrecher. Aber als der Sturm aufzog, kehrten einige der Männer wieder in die Stadt zurück. Nur Robert, Stone und ein anderer Mann namens Cooley blieben bei mir. Wir verfolgten Harris, bis wir ihn in den Bergen stellen konnten. Sein Pferd war in einen Präriehundebau getreten und hatte ihn abgeworfen. Er war jedoch allein und von der Beute keine Spur. Aber das änderte sich schnell. Kurz bevor der Blizzard losbrach, gerieten wir in einen Hinterhalt seiner Bande. Cooley wurde erschossen und Stone bekam eine Kugel in den Arm. Wenn der Sturm nicht gewesen wäre, hätten sie uns wahrscheinlich alle erledigt, aber so gelang uns die Flucht und seitdem sitzen wir hier fest.«

Ich hatte verstanden.

»Und wie geht es jetzt weiter bei euch? Bis Elkhorn ist es noch ein weiter Ritt.«

Ich wusste das, weil mir auf unserem Heimweg, kurz bevor uns der Blizzard überrascht hatte, ein Schild an einer Wegegabelung aufgefallen war, auf dem zu lesen stand, dass es

noch sechzig Meilen bis dorthin waren.

Ryland nickte und seufzte. »Ich weiß, aber wir werden es schaffen. Ich kenne niemanden, der den Tod mehr verdient hätte als Steve Harris. Eigentlich sollte ich ihn abknallen wie einen räudigen Köter, aber ich habe verdammt noch mal einen Eid geleistet und werde deshalb alles, was in meiner Macht steht, unternehmen, damit dieser Verbrecher vor ein ordentliches Gericht kommt und rechtmäßig verurteilt wird.«

Bevor ich dem Deputy antworten konnte, begann Harris höhnisch zu lachen.

»Das glaube ich kaum, Ryland. Denn du wirst tot sein, bevor du die ersten Häuser von Elkhorn zu sehen bekommst. Tot wie alle anderen, die verrückt genug sind, dir zu helfen. Sobald der Sturm vorüber ist, werden euch meine Jungs erledigen.«

»Und warum sollten sie das tun?«, wollte mein Boss wissen.

»Hier drin gibt es fünf Männer, die mit ihren Colts garantiert etwas anfangen können. Das Risiko, erschossen zu werden, ist deshalb relativ groß, also nenn mir einen Grund, warum es deine Jungs trotzdem versuchen sollten.«

»Einen Grund?«, erwiderte Harris mit einem schrillen Lachen. »Ich kenne sechsundvierzigtausend Gründe! So hoch war nämlich die Beute vom Überfall und nur ich weiß, wo sie versteckt ist.«

Ryland nickte düster.

Mein Boss und ich staunten nicht schlecht.

Holy Shit, um diese Summe anzusparen, musste selbst ein guter Cowboy mehr als hundert Jahre arbeiten. Was zum Teufel hatte so viel Geld im Banktresor einer kleinen Town

irgendwo im Nordwesten von Montana zu suchen?

Ryland erklärte es uns.

»Jede letzte Woche im Monat geht in der Bank immer der Sold für die Soldaten von Fort Merritt ein. An diesem Samstag lag auch noch das Geld einiger Minengesellschaften dort, die eine Menge an Maschinen und Geräten bestellt hatten, die im Frühjahr für die Goldfelder in die Alder Gulch geliefert werden sollen. Darum diese große Summe. Der Hurensohn muss von irgendjemandem einen Tipp bekommen haben. Es wussten nur Wenige, dass an diesem Wochenende solch ein Vermögen im Tresor der Bank lag.«

*

»Was ist los mit dir, was glotzt du so?«, grummelte Jackman.

Wir befanden uns im Stall und kümmerten uns um sein Pferd. Das Schneetreiben war vorbei, genauso wie der Sturm.

Ich hielt die Petroleumlampe, die ich dem Stationer aus den Rippen geleierte hatte, in die Höhe, während mein Boss mit seinem Messer im Vorderhuf seines Braunen herumfummelte, den er sich zwischen die Knie geklemmt hatte.

»Ich bin gerade am Überlegen wegen diesem Harris«, sagte ich.

»Was gibt es da zu überlegen? Der Sheriff wird schon wissen, was er tut. Ich halte es da mit dem Wahlspruch meines Vaters. Misch dich nie in die Angelegenheiten anderer Leute, schon gar nicht, wenn diese, statt ihr Hirn einzuschalten, ihre Waffen sprechen lassen. Wir reiten spätestens morgen früh weiter. Allein der Umweg nach Elkhorn würde uns bei diesem Wetter mindestens vier Tage kosten.«

Jackman hatte recht, zudem war er mein Boss, und solange

mein Name in seinem Mannschaftsbuch stand, tat ich gut daran, mich an seine Befehle zu halten. Einerseits fand ich es nicht okay, dass wir Ryland unsere Hilfe versagten. Zwei Colts mehr hätten ihm sicherlich bei der Sache geholfen, andererseits war ein neuer Winterjob in Texas aber so selten wie ein anständiger Yankee.

Das schmerzvolle Wiehern von Jackmans Gaul riss mich jäh aus meinen Gedanken.

Als ich aufblickte, sah ich, wie Jackman einen abgebrochenen Dorn aus dem Weichteil des Vorderhufes zog. Kein Wunder, dass der Braune gehumpelt hatte, das Ding war mehr als einen Zoll groß.

Jackman wartete, bis sein Pferd ein paar Mal vorsichtig mit dem behandelten Vorderbein aufgetreten war, und klopfte ihm danach aufmunternd auf den Hals.

»Na also, alter Junge, geht doch wieder.«

Das Pferd schnaubte in einer Tonlage, die sich anhörte, als wollte es sich bei meinem Boss bedanken. Zufrieden drehte ich mich um. Unserem Ritt zurück nach Texas stand jetzt nichts mehr im Wege. Das dachte ich jedenfalls so lange, bis ich den Stall verlassen hatte.

Dann sah ich sie!

Die Dämmerung war zwar schon hereingebrochen, aber es war noch nicht so dunkel, dass ich sie nicht erkennen konnte. Sie zügelten ihre Pferde auf einem langen, schmalen Hügelkamm und starrten zu uns hinunter. Es mussten mehr als zwei Dutzend sein, ich machte mir nicht die Mühe, sie genau zu zählen. Ich wusste auch so, dass uns die Flatheads zahlenmäßig haushoch überlegen waren.

»Diese verdammten Bastarde!«, zischte Jackman, der inzwischen neben mich getreten war.

»Seit wann beobachten die uns schon?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung, Boss, als wir in den Stall gingen, um nach Ihrem Pferd zu sehen, waren sie jedenfalls noch nicht da.«

»Warum greifen sie uns nicht an? Genug Leute dafür wären sie ja.«

»Sie sind vorsichtig geworden, nachdem sie sich bei ihrem ersten Angriff nur blutige Köpfe eingehandelt hatten. Ich denke, sie werden die Nacht abwarten und uns dann umzingeln. Sie wissen genau, dass wir nicht genug Wasser und Lebensmittel in der Hütte haben, um damit tagelang über die Runden zu kommen.«

»Das würde ich nicht sagen«, erwiderte Bob Fisher, den beim Anblick der Indianer ganz offensichtlich die Neugierde aus der Hütte getrieben hatte.

»Ich habe in meiner Küche genug Kaffee, Mehl und Bohnen, um damit halb Montana versorgen zu können, und wenn wir dazu noch eines der Pferde schlachten und den Schnee, der hier überall liegt, im Kessel über der Feuerstelle schmelzen, haben wir genug zu essen und Wasser, um auszuhalten, bis die nächste Armeepatrouille hier vorbei kommt. Seit die Flatheads wieder auf dem Kriegspfad sind, reiten von Fort Merritt aus ständig irgendwelche Abteilungen durch das Land.«

»Mag sein, aber Ihr Plan hat leider einen Haken«, entgegnete ich harsch.

Ich mochte Fisher schon vom ersten Moment an nicht. Warum und wieso kann ich auch heute noch nicht sagen, aber ich denke, wahrscheinlich jeder von uns kennt solche Leute, die einem schon beim ersten Blickkontakt total unsympathisch sind. Fisher war so ein Typ, und nachdem er mich

auch noch der Lüge bezichtigt und behauptet hatte, dass ich meinen Boss bestehlen wollte, hatte er bei mir sowieso verschissen.

»Um eines der Tiere zu schlachten oder den Kessel mit Schnee zu füllen, muss man aus der Hütte raus. Ich verwette meinen rechten Arm, dass derjenige, der es versucht, keine Sekunde später so viele Pfeile im Leib hat, dass er aussieht wie ein Stachelschwein. Aber Sie können es ja gerne probieren, Sie glauben ja sowieso nie, was ich sage.«

Für einen Moment sah es so aus, als hätte es ihm die Sprache verschlagen, aber dann drehte sich Fisher um und stapfte wieder zur Hütte zurück. Dabei fluchte er derart ordinär, dass wahrscheinlich sogar der Türsteher im Puff eines Goldgräbercamps vor Scham errötet wäre.

»Warum plötzlich so aufgeregt?«, hörte ich Steve Harris fragen, kaum dass ich als Letzter die Hütte betreten und die Tür hinter mir mit dem Stiefelabsatz ins Schloss gedrückt hatte.

Dabei bedachte er Ryland und Fisher mit höhnischen Blicken.

»Meine Jungs sind wohl schon im Anmarsch?«

»Nein!«, sagte ich hart. »Aber jede Menge Indianer in voller Kriegsmontur. Ich würde mich nicht wundern, wenn deine Jungs bereits Geschichte sind, gegen dreißig schwerbewaffnete Indianer haben auch sie keine Chance.«

Harris' Blicke zuckten augenblicklich in meine Richtung.

»Was faselst du da?«

»Ich sagte, dass da draußen die halbe Kriegernation der Flatheads aufmarschiert ist, um sich unsere Skalpe zu holen. Wenn du mir nicht glaubst, sieh doch selber nach. Ryland wird dir sicherlich liebend gerne die Handschellen abneh-

men.«

Die Augen des Banditen begannen augenblicklich zu flackern. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer ängstlichen Fratze.

Ich hatte Mühe, nicht zu kotzen.

Es war jedes Mal das Gleiche, Hurensöhne wie Harris fühlten sich nur stark, wenn es gegen Schwache, Alte oder Kinder ging, in seinem Fall gegen einen Knaben, der noch keine zwölf Jahre alt war. Dann waren sie groß und fühlten sich stark. Aber wehe sie trafen auf ein Gegenüber, das ihnen ebenbürtig oder gar überlegen war, dann zogen sie den Schwanz ein und suchten das Weite.

Harris machte da keine Ausnahme.

Die Angst in seinen Augen war unübersehbar. Seine Stimme klang seltsam belegt, während seine Blicke fahrig umherzuckten.

»Ist das wahr?«, fragte er schrill.

»Darauf kannst du einen lassen«, sagte Fisher trocken.

Die Vorstellung, die Harris danach ablieferte, war so jämmerlich, dass ich mich am liebsten umgedreht hätte, um aus der Hütte zu laufen. Dass sich der Kerl nicht in die Hose machte, nachdem ihm klar geworden war, dass uns die Indianer umzingelt hatten, war alles. Augenblicklich begann er wie ein Verrückter an seinem Stuhl zu zerren und versuchte, seine Hände freizubekommen.

Dabei flehte er Ryland fortwährend mit weinerlicher Stimme an, ihn loszubinden.

»Verdammt Gus, was stehst du da noch rum! Nimm mir endlich die Dinger ab, du kannst doch nicht zulassen, dass ich hier an den Stuhl gefesselt bin, während die Indianer die Hütte angreifen!«

Der Deputy schwieg zwar einen Moment lang, aber das,

was er anschließend von sich gab, traf meine volle Zustimmung.

»Jetzt scheiß dir mal nicht in die Hosen, Harris. Noch sind die Indianer nicht hier und so schnell kriegen sie uns auch nicht. Aber wenn es dich beruhigt, ich werde nicht zulassen, dass dich die Flatheads töten. Vorher jage ich dir nämlich höchstpersönlich eine Kugel in deinen Schädel.«

Harris riss den Mund auf und seine Augen wurden so groß wie Spiegeleier.

Dann plärrte er los. »Das kannst du nicht mit mir machen! Du hast einen Eid auf dein Abzeichen geschworen! Du kannst mich nicht einfach erschießen, du hast auch mir gegenüber eine Christenpflicht!«

Ryland lachte bitter. »Die einzige Pflicht, die ich habe, ist dich unter den Galgen zu bringen. Sollte mir das nicht gelingen, dann schwöre ich bei Gott, dass ich dein Henker sein werde, bevor du mir wieder davonkommst.«

Harris begann zu kreischen und toben, bis mein Boss an den Tisch trat und ihm derart eine scheuerte, dass ich befürchtete, ihm würde der Kopf von den Schultern fliegen.

*

Die Nacht verlief ruhig, wie ich es vermutet hatte.

Ich wachte kurz vor Sonnenaufgang auf, ohne dass mich jemand wecken musste, das übernahm meine Blase.

Ich musste pissen ohne Ende, aber ich war nicht lebensmüde.

Also stand ich auf und verrichtete meine Notdurft an der Ostwand des Raumes, abseits des Tisches und der Feuerstelle. Nicht so Fisher, der inzwischen ebenfalls wach geworden

war.

Er stierte mich an, nannte mich eine Drecksau und stand auf, um sich draußen im Hof in dem kleinen Häuschen zu erleichtern, in dessen Tür ein herzförmiges Loch gesägt war.

Er kam nicht weit.

Kaum hatte er die Tür einen Spaltbreit geöffnet, zischte auch schon ein Pfeil zu uns herein, der so dicht an ihm vorbeischrammte, dass die knöcherne Spitze seine Wange aufschlitzte und sein Gesicht plötzlich voller Blut war.

Fisher schlug beide Hände vors Gesicht und begann zu brüllen, als hätte man ihn abgestochen. Mein Boss, der für die letzte Wache eingeteilt war und deshalb neben ihm am Fenster stand, packte den Stationer am Kragen und riss ihn geistesgegenwärtig zurück, während er mit dem Stiefelabsatz die Tür wieder zu trat.

Trotz Fishers Geschrei war das dumpfe Plopp-Plopp, mit dem sich draußen mindestens ein halbes Dutzend weitere Pfeile in das massive Holz der Hüttentür bohrte, deutlich zu hören.

Danach waren die anderen auch wach.

Harris hob schlaftrunken den Kopf und blickte umher.

»Was zum Teufel ist denn jetzt wieder los?«

Bevor ich ihm eine Antwort geben konnte, griffen die Flaheads an.

Ihr gellendes Kriegsgeschrei zerriss die morgendliche Stille, als sie in einer lang gezogenen Reihe auf die Station zu jagten. Die Hufe ihrer Pferde wirbelten den Schnee, der auf dem Boden lag, in dichten Wolken auf, während ein Pfeilhagel gegen die Station prasselte.

Wir schossen, bis die Läufe glühten.

Die Trommel meines Navys fasste sechs Kugeln und jede

davon fand ihr Ziel.

Ryland und Jackman, mein Boss, standen mir in nichts nach. Ich sah, wie sich Pferde überschlugen und Indianer aus dem Sattel gerissen wurden, während um mich herum ein Schuss nach dem anderen krachte.

Irgendwann war es vorbei.

Das Kriegsgeschrei der Flatheads verebbte und die Indianer zogen sich zurück. Jackman wartete, bis auch der Letzte von ihnen hinter den nahen Hügeln verschwunden war, und öffnete dann das Fenster, hinter dem er während des Angriffs gestanden und durch eine Schießscharte auf die Indianer gefeuert hatte. Ryland nickte stumm und tat es ihm nach. Der Pulverdampf, der wie dichter Nebel im Raum hing, war so ätzend, dass er in den Augen brannte und einem die Luft zum Atmen nahm. Der Durchzug war eine wahre Wohltat für unsere Lungen. Niemand sprach ein Wort, außer Harris, der jetzt, kaum dass der Angriff abgeschlagen war, offensichtlich wieder Oberwasser bekam.

»Sind sie weg?«

»Im Moment schon, aber sie werden zurückkommen«, sagte Fisher und bedachte ihn mit einem unfreundlichen Blick.

Dann spuckte er zu Boden und wischte sich über die Stirn. Der Stationer sah furchtbar aus. Die Haare standen ihm wirr vom Kopf, die Augen waren gerötet, sein Gesicht pulvergeschwärzt und dort, wo ihn der Pfeil gestreift hatte, mit geronnenem Blut verkrustet.

»Sollen sie doch, ihr werdet sie auch diesmal zurückschlagen, oder?«, fragte Harris und sah uns dabei in der Hoffnung, dass irgendjemand seine Worte bestätigen würde, mit großen Augen nacheinander an.

Aber keiner sagte etwas, warum auch?

Jeder, der sich nur einigermaßen mit Indianern auskannte, wusste, dass ein zweiter Angriff kam, und diesmal würde es ihnen nicht mehr darum gehen, Beute abzugreifen oder Skalpe zu erbeuten. Angesichts ihrer Verluste war es für die Indianer diesmal eine Frage der Ehre und das bedeutete nichts anderes als kämpfen oder sterben.

»Was ist los mit euch, warum sagt denn keiner was?«

Harris wurde zusehends nervöser, nachdem ihm keiner antwortete. Seine Mundwinkel begannen zu zucken und schließlich verzerrte sich sein Gesicht zu einer hasserfüllten Fratze.

»Ihr verdammten Hurensöhne, ich ...«

Alles, was er sonst noch sagen wollte, wurde in der nächsten Sekunde zu Makulatur.

Der zweite Angriff kam.

Etwa einhundert Yards von uns entfernt strömte offensichtlich die gesamte Kriegerschar der Flathead-Nation aus dem nördlich von uns gelegenen Waldstück.

Das Trommeln von mehr als einhundert Pferdehufen war trotz der dichten Schneedecke, die den Boden handhoch bedeckte, deutlich zu hören, genauso wie ihr gellendes Kriegsgeschrei. Sie kamen im gestreckten Galopp direkt auf uns zu. Gewehrläufe blinkten im Licht der Morgensonne, Speerspitzen und Tomahawks.

»Oh mein Gott, wie viele sind das denn?«, stöhnte Fisher.

»Keiner schießt, bis ich es sage«, erwiderte Jackman unbeeindruckt.

Ich nickte stumm. Mein Boss wusste, was er tat, er hatte genug Erfahrung mit angreifenden Indianern. Als er am Pecos seine Ranch aufbaute, versuchten die Comanchen ihn in der ersten Zeit mindestens einmal im Monat von der Landkarte

zu fegen. Jackman hatte alle Angriffe überlebt und er hatte dabei auch nicht mehr Männer zu Verfügung als jetzt.

Die Angriffswelle der Flatheads kam näher und immer näher.

Jetzt waren es noch fünfundsiebzig Yards.

Fischers Stöhnen wurde immer lauter.

Fünzig Yards.

Ryland und Stone hoben die Gewehre an.

»Noch nicht«, mahnte Jackman. »Erst, wenn ich es sage.«

Fünfundzwanzig Yards.

Heiliger Rauch, wie nahe wollte sie Jackman noch herankommen lassen? Ich konnte schon Einzelheiten erkennen. Gefiederte Kopfputze, die im Wind wehten, Skalpe, die vom Zaumzeug baumelten, und scheußliche rot, gelb und schwarz bemalte Gesichter, in denen die pure Mordlust stand.

»Feuer!«

Jackmans Stimme klang rau.

Unsere Gewehre und Revolver krachten gleichzeitig wie eine einzige Waffe. Die ersten Kugeln trafen vier von ihren Pferden, die fast gleichzeitig in einem Hufe wirbelnden Haufen zu Boden gingen und die Reiter, die nicht schnell genug aus dem Sattel waren, unter sich begruben. Die nächsten Kugeln ließen zwei der Indianer in hohem Bogen vom Rücken ihrer Pferde fliegen. Die Pulk der nachfolgenden Angreifer teilte sich und schwenkte nach beiden Seiten der Station ab. Mündungsblitze zuckten durch den aufgewirbelten Schnee und eine Wolke aus Pfeilen schwirrte durch die Luft und prasselte auf die Station nieder. Es hörte sich an, als würde man mit einem Holzstock auf einen nassen Lehm Boden schlagen.

Doch ich hörte noch etwas anderes. Einen gurgelnden Schrei, dem ein Poltern folgte, als wäre jemand zu Boden gefallen.

Als ich mich umdrehte, sah ich, wie sich Bob Fisher auf dem Boden wälzte, während er röchelnd versuchte, den Pfeil, der in seinem Hals steckte, herauszuziehen. Wir wären zwar nie Freunde geworden, dennoch erfüllte mich sein Sterben mit grenzenloser Wut. Ich riss den Fensterladen auf, hinter dem ich Deckung gesucht hatte, nahm den Colt hoch und schoss in den Pulk der Indianer, bis der Hammer auf eine leere Patrone schlug.

Danach wurde es plötzlich seltsam still.

Es dauerte geraume Zeit, bis ich begriff, dass die Indianer den Angriff abgebrochen hatten.

Ich kniff die Augen zusammen und sah verwundert zu, wie die Flatheads nach allen Richtungen auseinander strebten.

Jackman trat neben mich und klopfte mir anerkennend auf die Schulter.

»Gratuliere Jim, das war Rettung in letzter Sekunde. Ohne deinen Sonntagsschuss hätten uns die Roten wahrscheinlich überrannt.«

Ich musste wohl ziemlich bescheuert ausgesehen haben, als ich meinen Boss verwundert anstarrte. Jackman lachte jedenfalls röhrend und zeigte aus dem Fenster.

»Jetzt glotz nicht wie eine Kuh, wenn es blitzt. Vielleicht hast du es noch nicht mitbekommen, aber du hast gerade eben Kicking Horse, den obersten Chief der Bitterroot Salish, in die ewigen Jagdgründe befördert.«

Mein Blick ging in die Richtung, in die sein ausgestreckter Zeigefinger deutete, und ich begann langsam zu begreifen. Die Gestalt, die dort in seltsam verrenkter Haltung im Schnee

lag, trug eine prächtige Kriegshaube mit Federn, glänzenden Ornamenten aus Messing und Silber und zwei polierten Büffelhörnern, die aus seinem Kopfputz emporragten. Sein langes, schwarzes Haar war zu Zöpfen geflochten, die ihm bis auf die Brust herabhingen. Seine Kriegslanze, die neben ihm im Schnee lag, war in edles Otterfell eingehüllt. Ein wahrhaft prächtiger Anblick, der eines Häuptlings würdig war.

Das Einzige, was dabei störte, war das kreisrunde Loch, das schwarz und leer in seiner Stirn klaffte. Die Wunde blutete kaum. Es war wirklich ein Sonntagsschuss. Kicking Horse war wahrscheinlich auf der Stelle tot gewesen.

*

Es war später Mittag.

Die Station, die wir verlassen hatten, nachdem mein Glückstreffer die Flatheads zum Rückzug veranlasst hatte, lag inzwischen fast zehn Meilen hinter uns, genauso wie Bob Fisher, an den nur noch ein frisch aufgeworfenes Grab und ein schlichtes Holzkreuz erinnerten.

William Stone, der sich trotz seiner Verletzung tapfer im Sattel hielt, ritt an der Spitze unserer kleinen Truppe. Er war derjenige, der sich in dieser Gegend am besten auskannte. Dahinter ritt Sunday, die Indianerin. Wie sie uns erzählt hatte, konnte Fisher ihren indianischen Namen nicht aussprechen und nannte sie deshalb Sunday, weil es ein Sonntag war, als sie sich zum ersten Mal gesehen hatten.

Dann folgte Harris und hinter ihm Ryland, dessen Karabinermündung, seitdem wir losgeritten waren, keinen Zoll vom Rücken des Verbrechers wich.

Den Schluss bildeten Jackman und Robert Driscoll, der

Jüngling, danach kam ich.

Um uns herum war nichts als Stille.

Keiner von uns sagte ein Wort, die einzigen Geräusche, die zu hören waren, kamen von unseren Pferden, wenn sie schnaubten oder mit den Hufen in der harschen Schneedecke einbrachen, die wie ein weißes Tuch über dem Land lag. Oder von Harris, der seit geraumer Zeit ununterbrochen jammerte, wie kalt es war und dass er sich noch den Tod holen würde, wenn wir nicht endlich eine Rast einlegten und Feuer machten.

So ritten wir zockelnd dahin, bis Stone plötzlich sein Pferd zügelte und nach vorne deutete.

»Wir haben es geschafft«, sagte er, während er mit der Rechten über den Kopf seines Pferdes hinweg eine weit ausholende Handbewegung machte.

»Das da vorne ist der Rock Creek, wenn wir den überquert haben, sind wir in Sicherheit. Von dort aus ist es nicht mehr weit bis zur Überlandstraße nach Elkhorn. Ich glaube kaum, dass es die Flatheads wagen, uns bis dahin zu folgen.«

»Ihr Wort in Gottes Ohr«, sagte ich.

Es lag mir zwar fern, den Spielverderber abzugeben, aber als Stone sein Pferd anhielt, hatte ich es ihm gleichgetan, mich in den Steigbügeln aufgerichtet und die Umgebung betrachtet.

Was ich dabei zu sehen bekam, war alles andere als ermutigend.

Rechts von mir, keinen Steinwurf weit entfernt, hing an einer Schwarzfichte ein Mann. Oder besser gesagt, das, was die Flatheads noch von ihm übrig gelassen hatten. Man hatte ihn mit den Füßen im Astwerk des Baumes aufgehängt und die Arme mit Lederriemen auf dem Rücken zusammengebun-

den. Sein Kopf befand sich etwa zwei Handbreit über dem Boden und die Schädeldecke war so schwarz und grau wie die erkaltete Asche der darunterliegenden Feuerstelle.

Der Mann war nackt, sodass jeder von uns die glänzenden roten Streifen auf seiner Brust und den Oberschenkeln sehen konnte, wo man ihm die Haut vom Körper geschält hatte.

Als wir näher herankamen, begann Harris laut zu keuchen.

»Tom ...«, hörte ich ihn noch krächzen, der Rest ging dann in einem lauten Würgen unter.

Allem Anschein nach kannte er den Toten, wahrscheinlich war er einer von jenen Jungs, von denen er hoffte, dass sie ihn befreien würden.

Ich beugte mich im Sattel vor und ließ meine Blicke über den Boden gleiten. Der Schnee um den Baum herum war von unbeschlagenen Pferdehufen zertrampelt. Es musste mehr als ein halbes Dutzend sein und die Spuren waren noch frisch. Ich erkannte es an den gezackten Rändern der Hufabdrücke, die noch nicht eingefallen waren.

Ich hob den Kopf und sah zu den anderen.

»Ich denke, wir sollten auf den Rat von Mister Stone hören und den Creek so schnell wie möglich überqueren. Den Spuren nach zu urteilen, treiben sich hier in der Gegend noch so einige Flatheads herum. Den Hufabdrücken nach mindestens sieben oder acht, also mehr als genug, um Ärger zu machen.«

»Was soll das heißen?«, keifte Harris. »Wollt ihr jetzt etwa einfach weiterreiten und ihn da hängen lassen? Ihr verdammten Bastarde! Tom ist ein Weißer, er hat zumindest das Recht auf ein anständiges Begräbnis.«

Ich sah, wie die anderen merklich schluckten und dabei betreten zu Boden blickten. Aber bevor ich Harris antworten

konnte, meldete sich mein Boss. Wie immer machte er nicht viele Worte um eine Sache, aber das, was er sagte, hatte Hand und Fuß.

»Wenn wir den armen Teufel unter die Erde bringen, wissen die Flatheads sofort Bescheid, dass wir hier sind. Ich weiß nicht, ob wir sie noch einmal davonjagen können, und ich weiß auch nicht, wie viele es diesmal von uns erwischt. Wenn hier jemand unter euch ist, der gerne stirbt, kann er den Mann von mir aus ruhig begraben. Ich für meinen Teil ziehe es jedoch vor, noch etwas länger zu leben.«

Jackman gab seinem Pferd die Sporen und ritt, ohne ein weiteres Wort über die Angelegenheit zu verlieren, in Richtung des Rock Creeks. Er hatte noch keine zwei Yards zurückgelegt, als wir ihm alle folgten.

Seite an Seite galoppierten wir auf unseren Pferden durch das eiskalte, kaum kniehohe Wasser des schmalen Creeks. Als die Dämmerung das Land zu verdunkeln begann, steuerte Stone auf eine Gruppe winterharter Kiefern zu, unter deren weit ausladenden Zweigen der Boden zum größten Teil schneefrei war.

Wir stiegen von den Pferden, sattelten sie ab und versorgten die Tiere, während Ryland seinen Gefangenen einen schenkelstarken Baum umarmen ließ und die Handgelenke dahinter wieder mit seiner stählernen Acht zusammenschloss.

Sogleich fing Harris wieder zu lamentieren an.

»Was soll die Scheiße, Ryland? Kannst du mir vielleicht sagen, wie ich so schlafen soll?«

»Das sollst du auch nicht, weil du aufpassen wirst, dass uns heute Nacht nicht ein paar hungrige Büffelwölfe oder die Flatheads einen Besuch abstatten. Ich würde dir also empfehlen,

wach zu bleiben und uns zu warnen, wenn du etwas Verdächtiges siehst, damit wir dich beschützen können«, entgegnete der Sheriff zynisch. »Denn im Gegensatz zu dir können wir aufstehen und fortreiten, wenn es brenzlich wird.«

William Stone lachte meckernd, was ihm einen mörderischen Blick aus Harris' tückischen Augen einbrachte. Inzwischen hatte Jackman den prall gefüllten Proviantstreck vom Horn seines Sattels genommen, den er in der Station mit allem, was Fishers Vorratskammer hergab, vollgestopft hatte. Sorgfältig breitete er mehrere Dosen mit Bohnen, ein anständiges Stück Räucherfleisch, Hartbrot und zwei Päckchen Arbuckle -Kaffee auf dem Boden aus.

Inzwischen hatte Sunday einen Dreifuß über unser Lagerfeuer gestellt und einen verbeulten Kessel drangehängt, während ich den Gefangenen im Auge behielt.

Driscoll verteilte dabei unsere Zinkbecher, wobei er Harris geflissentlich übersah.

Prompt meldete sich der Verbrecher wieder.

»Und was ist mit mir? Verdammt noch mal, ich will auch einen heißen Kaffee oder wollt ihr mich erfrieren lassen?«

Ryland hob den Kopf und starrte finster zu dem Verbrecher hinüber.

»Kannst du vielleicht warten, bis der Kaffee fertig ist?«

*

Steve Harris hatte am anderen Morgen eine rote Nase und nieste andauernd. Aber er sagte kein Wort.

Der Blick, den ihm mein Boss gleich nach dem Aufstehen zuwarf, hatte ihn augenblicklich verstummen lassen. Nach dem Frühstück setzten wir unseren Ritt fort. Ich ritt wieder

am Schluss. Während ich das umliegende Land beobachtete, warf ich immer wieder mal einen Blick auf die anderen.

Was ich dabei zu sehen bekam, bereitete mir Sorgen.

An diesem Morgen hatte Ryland die Führung übernommen.

Er und Jackman saßen wie immer kerzengerade im Sattel, aber nicht so Stone.

Seine Verletzung machte ihm anscheinend mehr zu schaffen, als er zugeben wollte. Bei Tageslicht war es deutlicher zu sehen als im Lampenschein in der Station. Er hockte zusammengesunken im Sattel und presste immer wieder seine Rechte auf die Wunde am linken Oberarm. Der Verband war, obwohl er ihn gleich nach dem Aufstehen gewechselt hatte, bereits wieder mit dunkelroten Punkten durchsetzt. Sein Gesicht wirkte erschreckend hager. Unter seinen Augen hatten sich tiefe Ränder eingegraben, seine Wangen waren deutlich eingefallen und trotz der Kälte stand ihm der Schweiß auf der Stirn.

Meine Zweifel, dass er Elkhorn noch aufrecht im Sattel erreichen würde, wuchsen mit jedem Yard, den wir zurücklegten.

Harris, der Bastard, schien es auch bemerkt zu haben.

Sein Blick war unverwandt auf Stone gerichtet und sein Grinsen wurde mit jedem Stöhnen, das der Deputy von sich gab, widerwärtiger.

Ich nahm mir vor, bei der nächsten Rast selbst nach Stones Wunde zu sehen. Seinem Zustand nach hatte er wahrscheinlich schon Wundfieber. Bis dahin behielt ich unsere Umgebung weiterhin im Auge.

Die Gegend, in der wir uns momentan befanden, machte mir nämlich so langsam ebenfalls Sorgen. Bevor wir den

Rock Creek überquerten, war das Land bis auf ein paar Hügelketten und hier und da ein kleines Wäldchen relativ eben und übersichtlich. Aber jetzt waren um uns herum nur steil aufragende, gezackte Bergketten, zerklüftete Schluchten, eng beieinanderstehende Bäume und dichtes Buschwerk, soweit das Auge reichte.

Eine idealere Gegend für einen Hinterhalt gab es nicht, weder für die Flatheads, die es wahrscheinlich kaum erwarten konnten, sich unsere Skalpe an den Gürtel zu hängen, genauso wie für die Bande von Harris. Sechsendvierzigtausend muntere, wohlgenährte Möpfe waren schließlich ein gewichtiges Argument.

Währenddessen ich meinen Blick weiterhin durch die Gegend schweifen ließ, hatte sich Sunday mit ihrem Pony immer weiter zurückfallen lassen, bis sie sich schließlich neben mir befand. Zuerst sagte ich nichts, aber als ich bemerkte, mit was für Blicken sie mich immer wieder musterte, wurde ich doch etwas unruhig.

»Was ist mit dir, warum bleibst du nicht vorne bei den anderen? Wenn uns die Flatheads oder die Bande von Harris versuchen anzugreifen, ist es hier hinten am gefährlichsten. Vorne hast du mindestens drei Männer ständig um dich herum, die dich beschützen können, hier am Schluss gibt es nur mich.«

Sunday verzog ihr Mondgesicht.

»Von welchen Männern redest du? Wohin meine Blicke auch wandern, ich kann keinen erkennen. Das Einzige, was ich sehe, ist ein Schwerverletzter, der wahrscheinlich schon den Wundbrand in sich trägt, ein glatt rasierter Jüngling, der erst noch ein Mann werden will, und einen Sternträger, der besessen davon ist, Harris an den Galgen zu bringen. Der

einzig richtige Mann von ihnen ist dein Boss, aber der ist zu stolz, er würdigt mich mit keinem Blick, weil ich eine Squaw bin.«

Einen Moment lang war ich sprachlos.

Für eine Indianerin, die, wie ich inzwischen wusste, ihre letzten fünf Jahre auf einer Postkutschenstation mitten in der Wildnis von Montana verbracht hatte, besaß sie eine erstaunliche Menschenkenntnis. Treffender hätte ich die anderen auch nicht beschreiben können. Bevor ich sie aber fragen konnte, wie sie über mich dachte, redete sie weiter.

Danach wurde ich noch unruhiger.

»Bist du verheiratet?«

»Nein, wieso?«

»Das ist nicht gut. Jeder Mann braucht eine Frau an seiner Seite, die für ihn sorgt und ihm den Rücken freihält. Ich wäre dir eine gute Gefährtin, du würdest es nicht bereuen. Ich kann kochen, reiten und jagen und ich könnte dir auch sonst eine Menge Spaß bereiten.«

Es hätte nicht viel gefehlt und ich wäre fast aus dem Sattel gefallen.

In gewisser Hinsicht konnte ich Sunday verstehen. Nach dem Tod von Bob Fisher, dem Stationsbesitzer, war sie praktisch heimatlos. Zurück zu ihrem Volk konnte sie wahrscheinlich nicht, nachdem sie ein Bleichgesicht geheiratet hatte, und in der Welt der Weißen hatte sie allein sowieso keine Chance einen Platz zu finden. Es war nur normal, dass sie jemanden suchte, bei dem sie geborgen und in Sicherheit war.

Aber warum ausgerechnet ich?

»Ich habe dich kämpfen gesehen«, sagte sie, ohne, dass ich sie danach fragte.

Heiliger Rauch! Konnte die Frau etwa auch Gedanken lesen?

Ich sollte es nie erfahren, denn die Stille, die um uns herum herrschte, wurde plötzlich von mehreren Gewehrschüssen durchbrochen. Jackmans Hut segelte durch die Luft und Rylands Pferd bäumte sich mit einem schmerzhaften Wiehern auf.

Ich sah noch, wie der Braune des Sheriffs mit den Hufen steilte und danach zusammenbrach, als Harris seinem Pferd auch schon die Stiefelabsätze in die Weichen hämmerte und die allgemeine Verwirrung ausnutzte, um im Zickzack auf die nahen Felsen zuzureiten.

*

Ich nannte mich im Stillen einen ausgemachten Idioten und hätte mir am liebsten selbst in den Hintern getreten, aber es war nicht mehr zu ändern. Anstatt die Gegend zu beobachten, hatte ich mich mit einer Frau, die eigentlich überhaupt nicht in mein Beuteschema passte, auf einen vertrauten Plausch eingelassen. Wütend auf mich und meine Dummheit riss ich den Colt aus dem Halfter und feuerte zu dem Hügel hinauf, von wo aus man auf uns geschossen hatte.

Dann riss ich mein Pferd herum und ritt, ohne abzuwarten, ob meine Kugeln Wirkung zeigten, Harris hinterher.

Der Buckskin reagierte sofort. Ich merkte, wie sich sein Körper unter mir streckte, und spürte die harten Stöße des Sattels bis hoch in den Magen, als er mit weit ausgreifenden Vorderbeinen auf Harris zu jagte.

Der Verbrecher hatte keine Chance, mein Brauner war um Klassen besser als sein Pferd, selbst auf diesem Untergrund.

Deshalb dauerte es auch nicht lange, bis ich ihn eingeholt hatte, obwohl Harris wie ein Verrückter auf sein Pferd einschlug. Ich ritt noch ein paar Yards neben ihm her, dann stieß ich mich vom Sattel ab. Gemeinsam flogen wir durch die Luft und krachten schwer zu Boden. Obwohl mir der Aufprall fast alle Luft aus den Lungen getrieben hatte, rollte ich mich geistesgegenwärtig über den Boden, um den wirbelnden Hufen von Harris' gefleckter Stute zu entgehen.

Im Gegensatz zu meinem Buckskin, der ein gut ausgebildetes Rinderpferd war, das an der Stelle stehen blieb, an dem seine Zügel zu Boden gefallen waren, gebärdete sich die Stute genauso verrückt wie ihr Reiter. Sie stemmte sich auf die Hinterbeine und keilte wiehernd mit den Vorderhufen nach allen Richtungen aus.

Ich war schnell genug, um ihnen zu entgehen, Harris war es nicht.

Er wollte sich gerade aufrichten, als ihn die Hufe trafen. Binnen eines Herzschlages verwandelte sich sein Schädel in eine blutig rote Ruine.

Ich schluckte und hatte einen Moment lang Mühe, den Inhalt meines Magens dort zu behalten, wo er hingehörte. Dann schien die ganze Welt nur noch aus dumpf belfernden Revolvern und krachenden Gewehren zu bestehen. Ich hörte Jackman brüllen und sah, wie er vom Aufprall einer Kugel aus dem Sattel gerissen wurde und mit dem Gesicht voraus zu Boden fiel.

Ich schoss in die Höhe und hetzte zu meinem Buckskin.

Als ich die anderen erreichte, hatten die sich hinter einem Felsen in Deckung gebracht und Jackman mit dem Rücken dagegen gelehnt. Ich sprang vom Pferd, zog mein Gewehr aus dem Scabbard und ging ebenfalls hinter dem Felsen in

Stellung. Dabei bemerkte ich, dass sich Sunday um meinen Boss kümmerte. Sie hatte ihm das Hemd aufgerissen und versuchte die Blutung mit dem Moos zu stillen, das hinter dem Felsen auf einigen schneefreien Stellen wuchs.

»Wie geht es ihm?«, fragte ich besorgt, während uns die Kugeln nur so um die Ohren flogen.

Dem Dauerbeschuss nach verfügte die Bande anscheinend über mehr Munition als die gesamte Konföderierte Armee damals bei Chancellorsville.

Sunday nickte mir aufmunternd zu.

»Er hatte Glück, glatter Durchschuss. Er wird es überleben.«

Ich nickte erleichtert.

Dann sah ich mich um und die Erleichterung verflog. Wir saßen wie die Ratten in der Falle. Der Felsen war die einzige Deckung auf dem ansonsten nach hinten offenen Gelände. Wenn die Männer in den Hügeln ihre Schusspositionen auch nur etwas mehr als hundert Yards nach rechts oder links verlagerten, konnten sie uns von der Seite her wie Dosen auf dem Schießstand wegpusten.

Es dauerte keine fünf Minuten, bis sich meine schlimmsten Befürchtungen bestätigten. Plötzlich krachte es zu unserer Rechten und ich musste mich gegen den Felsen pressen, um der Kugel zu entgehen. Ryland fluchte und zog den Kopf ein, als die nächste Kugel dicht über ihm über den Felsen schrammte und ihm Gesteinssplitter um die Ohren flogen.

»Scheiße!«, zischte er. »Wenn sich die Kerle erst eingeschossen haben, ist unser Leben keinen Cent mehr wert.«

Ich nickte bitter, trat hinter dem Felsen hervor und feuerte aus meiner Winchester zwei, drei schnelle Schüsse ab. Wenn ich schon abtreten musste, dann wenigstens schießend und

fluchend. Aber das Schicksal meinte es gut mit mir, die Schneehölle von Montana sollte nicht der Ort sein, an dem man mich begrub.

Ein Schrei ertönte, und als ich vor lauter Überraschung den Kopf hob, sah ich, wie sich oben auf dem Hügelkamm plötzlich eine Gestalt in die Höhe schraubte, zu taumeln begann und dann den Abhang hinunter rollte.

Einen Moment später ertönte das blecherne Trompetensignal einer angreifenden Kavallerieeinheit, Pferde wieherten, Männer brüllten, Schüsse krachten.

Oben in den Hügeln war plötzlich der Teufel los.

Es dauerte geraume Zeit, bis wir wussten, was geschehen war.

Ich war zwar noch nie ein Freund der Army gewesen, aber als ich die blau uniformierten Reiter vom Hügelkamm auf uns zureiten sah, war ich für einen Moment tatsächlich in der Stimmung, den Erstbesten der Soldaten zu küssen.

*

»Wow«, sagte Mary Ann und lehnte sich sichtlich beeindruckt in ihrem Stuhl zurück.

»Was für eine Geschichte. Hast du noch mehr solcher Sachen parat, von denen ich nichts weiß?«

Jim zuckte mit den Schultern. »Vielleicht, ich weiß es nicht. Das alles ist schließlich schon lange her.«

»Gut, dann lassen wir das, wenigstens für heute. Eins aber würde mich schon noch interessieren. Wie ging es danach weiter, ich meine, nachdem euch die Soldaten gerettet hatten?«

»Da gibt es eigentlich nicht mehr viel zu erzählen. Die

Army hatte Harris' Bande völlig aufgerieben. Die einzigen beiden Überlebenden wurden zwei Wochen später in Fort Merritt gehängt. Ryland wurde bei seiner Rückkehr nach Elkhorn als der große Held gefeiert und Robert Driscoll war mit seinem Anteil an der Belohnung, die auf Harris ausgesetzt war, alle finanziellen Sorgen für sich und seine Mutter los.«

»Oha, war auf Harris' Kopf so viel ausgesetzt?«

Jim lächelte etwas gequält.

»Na ja, nachdem Jackman und ich auf unseren Anteil verzichtet hatten, kam für ihn schon ein hübsches Sümmdchen zusammen.«

»Ihr habt auf die Belohnung verzichtet?«

»Nicht für ihn, sondern für Ernest, mit zwölf hatte er noch sein ganzes Leben vor sich.«

Mary Anns Augen begannen seltsam zu glänzen, als sie Jim antwortete: »Ich wusste von Anfang an, dass du ein besonderer Mann bist. Aber eine Frage hätte ich noch. Was war mit Will Stone und der Indianerin?«

Jim grinste. »Was soll mit ihnen gewesen sein? Die beiden heirateten keine zwei Monate später.«

Mary Ann sprang aus ihrem Stuhl hoch.

»Wie, sie haben geheiratet? Also das musst du mir genauer erzählen.«

Jim verdrehte die Augen und seufzte ein weiteres Mal.

Dabei nahm er es sich fest vor, in Zukunft genauer zu überlegen, was er in Mary Anns Gegenwart sagte und was nicht.

ENDE